ECONSTOR
Make Your Publications Visible.

A Service of

ZBW Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Geschichte - wozu?

Provided in Cooperation with:
WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1990) : Geschichte - wozu?, In: Wolfgang Hardtwig (Ed.): Über das Studium der Geschichte, ISBN 3-423-04546-9, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, pp. 427-443

This Version is available at:
https://hdl.handle.net/10419/112283

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

WWW.ECONSTOR.EU

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

WZB
Wissenschaftszentrum Berlin
für Sozialforschung

WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).
Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:
Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.
The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:
Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000 verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.
More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000.

Jürgen Kocka

Geschichte – wozu?
(1975/1989)

I.

Als die hier erneut zur Diskussion gestellten Antworten auf die Frage »Wozu Geschichte?« um 1970 erstmals formuliert wurden[1], befand sich die Geschichtswissenschaft in der Defensive.

[1] Ich habe die Thesen in einer ersten Fassung im April 1969 auf dem Heidelberger Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte vorgetragen. Vgl. Werner Conze (Hg.), Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsun-

Die Warnungen vor einem fortschreitenden »Verlust der Geschichte« – so lautete der Titel eines Buches von Alfred Heuss schon 1959 –, die Klagen über den Rückgang historischen Bewußtseins und öffentlichen Interesses an der Geschichte nahmen in den sechziger und frühen siebziger Jahren zu. Zunächst ein primär akademisches Thema, gewann diese Problematik doch bald eine Reihe sehr praktischer Komponenten, die sie ins Zentrum des Bewußtseins einer sich bedroht fühlenden Profession rücken ließen. Vor allem gab es die Tendenz mancher Kultusverwaltungen, den Anteil des Faches Geschichte in den Studienplänen des Sekundarschulunterrichts zugunsten des neuen Integrationsfaches »Sozialkunde« (auch »Politik«, »Gesellschaftslehre« oder anders genannt) radikal zu reduzieren oder aber die Geschichte in diesem neuen Fach aufgehen zu lassen. Nicht zu Unrecht fürchtete man, daß die Geschichte auf die jüngste Geschichte verkürzt und gewissermaßen zur Magd der systematischen Sozialwissenschaften degradiert werden sollte. Rückblickend erscheinen die umstrittenen »Hessischen Rahmenrichtlinien« und die weniger prominenten Rahmenlehrpläne für die Gesamtschulen in Nordrhein-Westfalen 1972/73 als Höhepunkte dieser Tendenz[1].

Auch in der breiteren Öffentlichkeit erlebte die Geschichte einen Tiefpunkt ihrer Wertschätzung. Man erinnere sich an die

terrichts. Stuttgart 1972, S. 69ff. In den folgenden Jahren wurden die Thesen mehrfach ergänzt und überarbeitet, unter Aufnahme zahlreicher Anregungen u. a. von Wolfgang J. Mommsen, Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus. Düsseldorf 1971; einer Tagung des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld 1971 – siehe Peter Böhning (Hg.), Geschichte und Sozialwissenschaften. Ihr Verhältnis im Lehrangebot der Universität und der Schule. Göttingen 1972; Thomas Nipperdey, Über Relevanz (1972). In: Ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976, S. 12–32; sowie den Diskussionen in einer von Karl-Ernst Jeismann geleiteten Arbeitsgruppe des Historikerverbandes 1973/74. Dazu: Funktion und Didaktik der Geschichte. Begründung und Beispiel eines Lehrplans für den Geschichtsunterricht. In: J. Rohlfes u. Karl-Ernst Jeismann (Hg.), Geschichtsunterricht. Inhalte und Ziele. Arbeitsergebnisse zweier Kommissionen (= Beiheft der Zeitschrift GWU). Stuttgart 1974, S. 106–193, bes. S. 113–123. Siehe auch die Fassung in Willi Oelmüller (Hg.), Wozu noch Geschichte? München 1977, S. 11–33.

[1] Vgl. Karl-Ernst Jeismann u. Erich Kosthorst, Geschichte und Gesellschaftslehre. Die Stellung der Geschichte in den Rahmenrichtlinien für die Sekundarstufe I in Hessen und den Rahmenlehrplänen für die Gesamtschulen in Nordrhein-Westfalen. Eine Kritik. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 24 (1973), S. 261–288; H. Hoffmann, Der Geschichtsunterricht in den Hessischen Rahmenrichtlinien. Ebd. 28 (1977), S. 17–35.

öffentliche Klage eines erfolgreichen Industriemanagers, daß wir an den Universitäten über etliche Hundertschaften von Historikern verfügten, die sich mit der Vergangenheit beschäftigten, aber nicht über einen einzigen Lehrstuhl für Futurologie[1]. Der ›Spiegel‹ oder das Fernsehen berichteten zwar über Ärzte- und Soziologentage, sie überließen aber der FAZ und den Dritten Programmen des Rundfunks die Berichterstattung über die Historikertage. Nicht primär auf Geschichte hoffte das intellektuelle Publikum, wenn es um die Formulierung des kollektiven Selbstverständnisses und um die Perspektiven künftiger Veränderung ging; die Soziologie hatte der Geschichtswissenschaft ihren früheren Rang als wissenschaftliches bzw. halbwissenschaftliches Orientierungsmittel der Gebildeten weitgehend abgelaufen. Auch die Herrschenden stützten sich in der Bundesrepublik nicht allzu sehr auf eine explizite Interpretation der Geschichte, wenn sie Anforderungen an die Bürger stellten oder sich gegenüber Fragen der Bürger legitimierten. – Wie erklärten sich dieser Rückgang an historischem Interesse und dieser damit zusammenhängende Bedeutungsverlust der Geschichtswissenschaft?

1. Als Folge einer Beschleunigung der gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozesse war es schwieriger geworden, individuelle und kollektive Selbstverortung durch historische Erinnerung zu leisten und praktisches Orientierungswissen aus der Erkenntnis des Vergangenen zu gewinnen. »Historia magistra vitae« – diese Denkfigur, diese Nutzanwendung von Geschichte für die Gegenwart verlor mit der Beschleunigung des geschichtlichen Wandels ihre Grundlage; sie trat um so mehr zurück, je neuartiger die Gegenwart war und je mehr sie sich von ihrer Vergangenheit unterschied, deren Lösungen deshalb für die gegenwärtigen Probleme kaum noch als Modelle dienen konnten[2].

2. Der Aufstieg des historischen Bewußtseins und der historischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert war sehr eng an den Aufstieg und an die Entfaltung des Nationalstaats gebunden. Die historische Rückbesinnung auf die Vergangenheit der Nation hatte eine sehr wirksame politisch-ideologische Funktion für die Bildung und für die machtvolle Selbstdarstellung der

[1] Nach Hermann Lübbe, Der kulturelle und wissenschaftstheoretische Ort der Geschichtswissenschaft. In: Roland Simon-Schaefer u. Walter Ch. Zimmerli (Hg.), Wissenschaftstheorie der Geisteswissenschaften. Hamburg 1975, S. 132ff.

[2] Vgl. Reinhart Koselleck, Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte. In: Ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a.M. 1979, S. 38–66.

Nationalstaaten. Diesem Zusammenhang verdankte die Geschichtswissenschaft ein gut Teil ihrer hohen Wertschätzung, ihre starke öffentliche Förderung, aber auch thematische Eigenarten und Schwächen: obrigkeitsstaatliche Akzentuierung, intensive Orientierung auf Staat und Politik, eine gewisse Blindheit für soziale und ökonomische Prozesse, für kollektive Bewegungen und gesellschaftliche Konflikte. Diese traditionelle Prägung behielt die westdeutsche Geschichtswissenschaft auch noch lange nach 1945 bei. Was einstmals ihre Stärke ausgemacht und ihre starke Stellung mitbegründet hatte, wurde nun zu einer Fessel und zur Schwäche. In den sechziger und siebziger Jahren fanden die älteren nationalgeschichtlichen Sichtweisen nicht viel Resonanz. Zu den damaligen, meist gesellschaftswissenschaftlich geprägten Diskussionen um die Standortbestimmung der Gegenwart hatte die Geschichtswissenschaft wenig beizutragen. Nur allmählich, mit der sich seit den sechziger Jahren durchsetzenden Umakzentuierung der Geschichtswissenschaft durch sozialgeschichtliche Blickweisen und Ergebnisse, trat hierin eine Besserung ein.

3. Die Brüche in der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts, die Brüche in unserer nationalstaatlichen Tradition – zwei Weltkriege, eine faschistische Diktatur, ein Zusammenbruch, und das alles im Erlebnishorizont einer Generation – hatten das Verhältnis der Gesellschaft zu ihrer Vergangenheit und damit auch die Geschichtswissenschaft stark verunsichert, stärker als in Ländern wie den USA oder der Schweiz mit ihren relativ intakten nationalen Traditionen. Diese Brüche erklären mit, warum der Funktionsverlust der Geschichte, der an sich ein internationales Phänomen darstellte, hierzulande besonders deutlich ausfiel. Die ehemals so zentrale gesellschaftliche und politische Funktion der Geschichtswissenschaft, die nationalpolitische Integrationsfunktion, war zutiefst diskreditiert, nicht mehr sonderlich gefragt, gewissermaßen obsolet geworden. Die Neigung, die unliebsame Last der eigenen Vergangenheit möglichst zu verdrängen, war in den ersten Nachkriegsjahrzehnten weit verbreitet; meist unbewußt hat sie zur Abwertung der Historie beigetragen.

Der Geschichtswissenschaft ist dieser Rückgang ihrer gesellschaftlichen Geltung nicht schlecht bekommen. Sicherlich hat die Infragestellung seiner Profession bei manchem Universitätshistoriker zu Verhärtungen geführt, zumal dann, wenn in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren radikale studenti-

sche Kritik mit ihren manchmal sehr unwissenschaftlichen (um es gelinde auszudrücken) Ausdrucksformen den verbreiteten Zweifel am Bildungsweg der Historie wirkungsvoll dramatisierte. In der Tat sparte ja die Jugend- und Studentenbewegung an den Hochschulen die Geschichtswissenschaft und ihre Vertreter nicht aus. Die Frage nach dem Sinn des geschichtswissenschaftlichen Betriebes, nach der Relevanz seiner Ergebnisse, nach Grundlagen und Funktion des Geschichtsstudiums wurde häufiger und drängender gestellt, als es manchen der Befragten lieb war; und die politische Kritik an den meist nicht zur »linken Avantgarde« gehörenden Geschichtsprofessoren vermischte sich oft allzu schnell mit Kritik an den Eigenarten historischer Erkenntnis, ihrer Spezialisierung und ihrer in den Augen forscher Systematiker leicht betulich wirkenden Akribie. Unter den Angegriffenen wurde da aus manchem Liberalen schnell ein Neukonservativer.

Per saldo dürfte aber diese Infragestellung der Geschichtswissenschaft eher anregend und fruchtbringend gewirkt haben. Als Reaktion auf die Herausforderung belebte sich nämlich zum einen die Diskussion über Theorien und Methoden, Bedingungen und Funktionen der Geschichte. Die Frage »Wozu noch Geschichte?« wurde früh auf hohem Niveau diskutiert und erreichte 1970 das Forum des Historikertags[1]. Theorie als Waffe der Selbstverteidigung gegen die Angriffe einer unfreundlichen Umwelt – das wurde selbst von der, wenn es um Theorie ging, schweigsamen Mehrheit der Zunft akzeptiert oder doch wenigstens toleriert. In dieser Funktion ging die Theoriediskussion einer Minderheit von Historikern allerdings nie auf; sie brachte vielmehr beachtliche Ergebnisse und Perspektiven[2], die ohne jene die Selbstreflexion anspornenden Herausforderungen wohl kaum erarbeitet worden wären. Mittlerweile ist die Theoriediskussion denn auch wieder rückläufig.

Auch in anderer Hinsicht brachten Funktionsverlust und Verunsicherung neue Chancen. Erschütterten sie doch die

[1] Vgl. Ders., Wozu noch Historie? In: Historische Zeitschrift 212 (1971), S. 1–18.

[2] Vgl. Karl-Georg Faber, Theorie der Geschichtswissenschaft. München 3. Aufl. 1974 und die Bände mit den Referaten der Tagungen des 1973 gegründeten Arbeitskreises »Theorie der Geschichte« (6 Bände, bei dtv, München); Josef Meran, Theorien in der Geschichtswissenschaft. Die Diskussion über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte. Göttingen 1985; Jörn Rüsen, Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik. 3 Bde, Göttingen 1983–1988.

Selbstsicherheit des Dominanzanspruchs mancher älteren »Schule«, und eröffneten sie doch die Möglichkeit zu vielfältigem Experimentieren. Die Offenheit gegenüber den Anregungen aus den systematischen Sozialwissenschaften wuchs, und man geht wohl nicht allzu fehl in der Annahme, daß mehr Historiker zum Nutzen ihrer Arbeit viel von Politologen und Soziologen modifizierend zur Kenntnis nahmen als dies umgekehrt der Fall war. Für eine Weile waren die herrschenden Paradigmen und ihre Verfechter verunsichert genug, um Neuansätzen der verschiedensten Art relativ viel Raum zu gewähren, vielleicht mehr als je zuvor in den vorangehenden hundert Jahren[1]. Der wachsenden innerprofessionellen Toleranz entsprach eine weitgehende Freisetzung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft von außerwissenschaftlichen, politischen Zwängen, die wohl undenkbar war, als die deutschen Historiker sich noch im Mittelpunkt öffentlicher Inpflichtnahmen – z. B. in der Auseinandersetzung um den zu gewinnenden Nationalstaat, im Dienste von dessen Selbstentfaltung und Rechtfertigung oder im Streit um die Frage der Schuld am Ersten Weltkrieg – befanden. Man muß sehen, daß der vielbeklagte Funktionsverlust der Geschichtswissenschaft zugleich Entlastung und neue Chancen zur relativ freien, selbstkritischen Neubestimmung bot.

Grundsätzliche Merkmale dieser Situation bestehen bis heute (1989). Der Wandel hat sich eher noch weiter beschleunigt. Das nationalgeschichtliche Paradigma hat seine frühere Überzeugungskraft nicht wiedererlangt. Die tiefen Brüche der deutschen Geschichte sind weder verschwunden noch vergessen. Trotzdem klagt heute niemand mehr über den Verlust des historischen Interesses. Die Frage »Wozu Geschichte?« wird kaum noch gestellt. Historische Museen schießen ins Kraut: Spurensicherungskampagnen, wohin man blickt. Was wäre nicht wert, bewahrt und erinnert zu werden! Gut erzählte historische Bücher erscheinen auf Bestsellerlisten; historischen Sendungen räumen die Medien beste Ausstrahlungszeiten ein; grundsätzliche Debatten über unser kollektives Selbstverständnis als Deutsche, Europäer und Zeitgenossen bedienen sich hi-

[1] Vgl. die Überblicke in Kocka, Sozialgeschichte, S. 48–111 u. 132–176; Georg G. Iggers, Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft. Ein internationaler Vergleich. München 1978; Gerhard A. Ritter, Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland. In: Jürgen Kocka (Hg.), Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Darmstadt 1989, S. 19–88.

storischer Argumente, wie der sog. »Historikerstreit« von 1986/87 gezeigt hat[1]. Zwar leidet auch die Geschichtswissenschaft an der Stagnation der universitären Ausstattung, aber dem Fach geht es im Hoch- und im Sekundarschulbereich nicht schlechter als anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, eher im Gegenteil.

Irgendwann in den letzten anderthalb Jahrzehnten ist die Stimmung umgeschlagen. In den sechziger und frühen siebziger Jahren war das Gefühl weit verbreitet, von »verkrusteten« Verhältnissen umstellt zu sein. Mit umfassenden Reformen sollten sie in Bewegung gebracht und modernisiert werden, wobei die Ziele variierten, aber doch in der kritischen Öffentlichkeit die Zuversicht weit verbreitet war, mehr Freiheit, Demokratie und soziale Gerechtigkeit erreichen und die Zukunft vernünftiger gestalten zu können. Traditionskritik und Emanzipationserwartungen gingen Hand in Hand.

Sei es, weil die damals hochgespannten Erwartungen enttäuscht wurden, sei es, weil neue Krisenerfahrungen und Zukunftsängste durchschlugen, sei es aus anderen Gründen – heute wird nur selten darüber geklagt, daß man von allzu starren Verhältnissen umstellt sei. Eher werden umgekehrt Befürchtungen laut, von zu schnellen, unkontrollierbaren, sich beschleunigenden Wandlungen bedroht zu sein, zumal von solchen, deren Fortschrittlichkeit tiefem Zweifel ausgesetzt ist und die in neue Krisen zu führen scheinen. Damit verknüpft sich eine neue Hochschätzung der Tradition: als Widerlager zum rasanten Wandel, als Basis für die unsicher gewordene Identität. »Herkunftstreue läßt uns in bezug auf die Folgelasten von Modernisierungsprozessen besser standhalten«, schrieb Hermann Lübbe, der wohl die bedeutendsten Beiträge zu einer konservativen Neubestimmung der Funktionen der Geschichte für die Gegenwart geleistet hat[2].

[1] Vgl. »Historikerstreit«. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München 1987. – Guido Knopp u. Siegfried Quandt (Hg.), Geschichte im Fernsehen. Ein Handbuch. Darmstadt 1988.

[2] Hermann Lübbe, Die Gegenwart der Vergangenheit. Kulturelle und politische Funktionen des historischen Bewußtseins. Oldenburg 1985, S. 22; Ders., Über den Grund unseres Interesses an historischen Gegenständen. Kulturelle und politische Funktionen der historischen Geisteswissenschaften. In: Helmut Flashar u. a. (Hg.), Geisteswissenschaften als Aufgabe. Kulturpolitische Perspektiven und Aspekte. Berlin 1978, S. 179–193; Ders., Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Analytik und Pragmatik der Historie. Basel 1977; zur Ausein-

Auf diesem Hintergrund ist das Interesse an Geschichte nicht nur wieder gewachsen, es hat sich auch verändert. Weniger die distanzierte und distanzierende Analyse ist gewünscht, vielmehr die erzählende Aneignung der Geschichte als Teil unserer selbst; weniger das Wissen von der Vergangenheit, um daraus zu lernen und ihre gegebenenfalls weiterbestehenden Wirkungen zu lockern bzw. zu überwinden, als vielmehr die Erinnerung an die Wurzeln, aus denen man stammt. Nicht zufällig spielen die Begriffe »Erinnerung« und »Identität« in den Diskussionen der achtziger Jahre eine so prominente Rolle, wobei man sich in den verschiedenen politisch-intellektuellen Milieus weniger nach dem Interesse an Geschichte als Basis von Identität per se unterscheidet als vielmehr durch die Art der Antworten, die man gibt: die einen stark nationalgeschichtlich, die anderen eher bewegungsgeschichtlich und wiederum andere alltagsgeschichtlich eingefärbt.

Es ist dieser Aufschwung des Interesses an Geschichte als Erinnerung, aus dem sich letztlich erklärt, warum es zum »Historikerstreit« in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, und nicht ein oder zwei Jahrzehnte früher, kam: Denn wenn man die eigene Geschichte »aneignen« will, um wieder besser »wir« sagen zu können[1], dann liegt »Auschwitz« in noch viel beklemmenderer Weise als unüberwindbarer und störender Brocken da, als wenn man die Geschichte »nur« analysieren will, um daraus zu lernen. Klagen über die »Vergangenheit, die nicht vergehen will« und die verschiedenen Varianten der Relativierung jenes katastrophalen Bestands deutscher Geschichte liegen dann nahe, gelingen aber bisher nicht, sondern führen eher zu neuen Vergegenwärtigungen, wie der »Historikerstreit« zeigte[2].

Es ist fraglich, ob man gegenwärtig wirklich so sehr an kollektiver Identitätsschwäche leidet, wie in diesen Diskussionen oftmals behauptet wird. Es ist auch fraglich, ob Identitätsdefizite, soweit sie denn bestehen, durch den Rekurs auf Geschichte zu beheben sind. Erst recht mag man bezweifeln, daß die Ge-

andersetzung mit Odo Marquard vgl. A. Kuhlmann, Der Geisteswissenschaftler als Geschichtenerzähler. In: Merkur 41 (1987), S. 907–913.

[1] Dies fordert aus einer liberalen Perspektive: Christian Meier, 40 Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerung heute. München 1987.

[2] Ich habe diese Gedanken ausführlicher in einem englischsprachigen Beitrag zur Gedenkschrift für György Ránki entwickelt, die 1989 in Budapest erscheint. Vgl. jetzt auch sehr gut Charles S. Maier, The unmasterable past. History, Holocaust and German national identity. Cambridge, Mass. 1988.

schichte als *Wissenschaft* geeignet ist, Traditionen zu sichern und Identitäten zu stärken. Unbezweifelbar aber scheint mir zu sein, daß der Nutzen der Historie für das Leben in ihrem eventuell möglichen Beitrag zur Identitätsbildung nicht aufgeht. In diesem Kontext gewinnt die Frage nach den Funktionen, die die historische Erkenntnis – und damit die Geschichtswissenschaft und der Geschichtsunterricht – für die Gesellschaft und die Einzelnen wahrnehmen können, neues Interesse. Die Frage soll in siebenfacher Weise beantwortet werden.

II.

1. Historische Erkenntnis ist unabdingbar für das Verständnis, die Erklärung und damit für die richtige praktische Behandlung einzelner Gegenwartsphänomene, indem sie deren (historische) Ursachen und Entwicklung aufdeckt. Man denke nur an den modernen Antisemitismus, der ohne Kenntnis seiner weit zurückliegenden, zum Teil mittelalterlichen Entstehungsbedingungen und Ursachen Schülern und Erwachsenen nicht erklärt, damit aber auch schlecht in praktischer Aufklärung bekämpft werden kann. Oder: eine angemessene Einstellung gegenüber der Problematik der Existenz zweier deutscher Staaten dürfte ohne Einsicht in ihre Entstehungsbedingungen unmöglich sein. Natürlich führt historische Erkenntnis dieser Art nicht notwendig zu vernünftigem politischen Handeln, aber dieses setzt jene notwendig voraus. Historische Forschung und Lehre werden insofern ihre Fragestellung von Gegenwartsproblemen her beziehen und Vergangenes als Vorstufe des Gegenwärtigen untersuchen müssen. Um das Thematisierte gleichwohl konkret und als Bestandteil seiner Zeit, d.h. auch in zeitlicher Distanz aufzufassen, sind spezifisch historische Methoden und Fragestellungen nötig, die andere Sozialwissenschaften nicht so leicht anbieten.

2. Historische Wissenschaft kann an Gegenstandsbereichen, die zwar nicht allzu »entfernt« von der Gegenwart sind, um nicht zu unähnlich zu werden, die jedoch »entfernt« genug sind, um die bei der Beschäftigung mit Gegenwartsproblemen leicht auftretenden, Aufklärung erschwerenden Besetzungen und Sperren zu vermeiden, modellhaft Kategorien und Einsichten vermitteln, die der Erkenntnis und der Orientierung in der sozialen und politischen Gegenwart dienen können. Wer das durch Ineffizienz und Frustration erleichterte Umkippen parti-

zipatorischer Rätedemokratie in autoritäre Herrschaft von neuen Eliten in der Sowjetunion nach 1917, den Zusammenhang zwischen ausbleibender Reform und sich verschärfenden Antagonismen in den einander bekriegenden Nationen 1914 bis 1918 oder den Mechanismus ideologischer Verschleierung partieller Interessen in der Agitation des großagrarisch bestimmen Bundes der Landwirte im Wilhelminischen Deutschland begriffen hat, der wird auch manchen gegenwärtigen Erscheinungen weniger hilflos gegenüber stehen, ohne doch Kausalverbindungen oder Gleichsetzungen behaupten zu müssen. Einige zentrale Kategorien politischer Entscheidungsprozesse (wie Handlungsspielraum und seine Grenzen, Konflikte und Koalitionen, Kalkulierbarkeit und ihre Grenzen, Heterogonie der Zwecke und Nebenfolgen, Fernwirkungen usw.) können meist besser durch die Analyse zurückliegender Fälle gezeigt werden, schon weil die Materialien (wegen nachlassender Geheimhaltungsbarrieren) zugänglicher und die Zukunftsperspektive, die Wirkungen und der vielfältige zu berücksichtigende Zusammenhang historischer Entscheidungsprozesse eigentlich nur aus gewisser Distanz begriffen bzw. demonstriert werden können.

3. Trotz der am Anfang skizzierten Bedeutungsabnahme historischer Argumente in der Gegenwart spielt historische Erinnerung durchaus auch heute – wie in allen uns bekannten Kulturen – ihre Rolle bei der Legitimation und Stabilisierung bestehender sozialer und politischer Herrschaftsverhältnisse, bei der Rechtfertigung politischer Entscheidungen, bei der Abwehr von Kritik und bei der Begründung von Protest. Zum Teil wird sie auch ganz bewußt dazu eingesetzt.

Welche Bedeutung die öffentlich gepflegte Erinnerung an den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg für den ideologischen Zusammenhalt, das Wir-Bewußtsein der Amerikaner hat, zeigte sich bei den Feiern zum 200jährigen Jubiläum der USA. Hinter den aufwendigen Revolutionsjubiläumsfeierlichkeiten der Franzosen standen 1989 entsprechende Absichten. – Wer als Nicht-Schweizer einmal den 1. August in der Schweiz verbringt, hat Gelegenheit, wenigstens ein oberflächliches Gefühl dafür zu entwickeln, was eine sagenhaft überhöhte, siebenhundert Jahre alte, ziemlich ungebrochene Tradition zumindest für das keineswegs unwichtige feiertägliche Selbstverständnis eines Volkes bedeutet. – Auch privatwirtschaftliche Großunternehmen wissen um die Nützlichkeit stilisierter Historie für die ideologische Kohäsion ihrer Belegschaft und für ihre Image-

Pflege in einer größeren Öffentlichkeit; nicht umsonst finanzieren sie Archive und Festschriften. – Ganz bewußt und mit großen finanziellen Anstrengungen bemüht sich die mexikanische Regierung um die Pflege präkolumbianischer Traditionen, um den fatalen sozialpsychologischen Folgen mehrerer Jahrhunderte Kolonialherrschaft entgegenzuwirken. Die auffallend häufigen modernen historischen Wandmalereien an öffentlichen Gebäuden legen davon ebenso Zeugnis ab wie die glanzvolle Ausstattung des Anthropologischen Museums in Mexiko-Stadt, die seltsam mit der Armut in den Vorstadtslums kontrastiert. – In all diesen Fällen dient die Geschichte als Instrument für außerwissenschaftliche – politische oder ökonomische – Zwecke, zur Integration, zur Erhaltung und Bestätigung von Macht, und in all diesen Fällen wird mit der historischen Wahrheit nicht gerade zimperlich umgegangen.

Wann immer historische Argumente, Mythen, halbbewußte und unaufgeklärte Erinnerungen und Erinnerungsfetzen bei der Rechtfertigung und Legitimierung bestehender Verhältnisse eine Rolle spielen und das dabei angesprochene kollektive Selbstverständnis der historischen Dimension nicht ganz entbehrt, hat die rationale, ideologiekritische Beschäftigung mit der Historie wie auch die Verbreitung ihrer Ergebnisse in Schule und Publizistik eine unersetzbare Funktion. Dieses kritische Geschäft des Historikers wird von Fall zu Fall sehr verschiedene Ergebnisse haben und keineswegs immer auf die schiere Destruktion der jeweiligen Traditionen hinarbeiten müssen. Doch nach ihrer rationalen, wissenschaftlichen Kontrolle wird er streben müssen. Denn allzuleicht wachsen sich manipulierte Traditionen in Mythen und Legenden aus, die von Interessenten in die Hand genommen werden, die Nonkonformisten bedrohen, vor Kritik immunisieren, das öffentliche Leben irrationalisieren und die Bürger indoktrinieren.

Praxisbezogene Aufklärung wird der Historiker allerdings auch durch die kritische Untersuchung historisch argumentierender Protestbewegungen leisten müssen, und zwar ebenfalls mit wechselnden Ergebnissen. Welche Rolle historische Mythen in politischen Protesten spielen können, läßt sich nicht nur an der »Dolchstoßlegende« und ihrer Verwendung in der rechtsgerichteten Kritik an der Weimarer Republik studieren, sondern auch an bundesrepublikanischen Protestgruppen der letzten Jahre: antiparlamentarische Kritik von rechts und links berief sich auf ein – letztlich verzerrtes – Modell des frühbür-

gerlichen Parlamentarismus, an dem die gegenwärtige Wirklichkeit gemessen und notwendig viel zu leicht befunden wurde. Der Slogan »Kapitalismus führt zum Faschismus«, der historische Erfahrung sehr verkürzt und einseitig wiedergibt, fand in einigen Teilen der linken Rhetorik und Publizistik einprägsame und problematische Verwendung. Am rechten Rand tauchen Gruppierungen auf, die sich unhaltbarer nationalistischer Stereotypen bedienen. All dies verlangt dringend nach historischer Kritik.

4. Sehr viel schwieriger zu fassen, aber äußerst wichtig sind die im folgenden zu diskutierenden Funktionen einer richtig verstandenen Geschichtswissenschaft: Indem sie die soziale und politische Gegenwart in ihrem Gewordensein und damit in ihrer Wandlungsfähigkeit, d.h. aber in ihrer prinzipiellen Veränderbarkeit, zeigen, können sie dazu beitragen, eine Haltung zu erzeugen, die die massiv und sachzwangartig uns entgegentretende Wirklichkeit nicht in ihrer scheinbaren Notwendigkeit akzeptiert, sondern auf dem Hintergrund ihrer genutzten und versäumten, vergangenen und vielleicht noch bestehenden Möglichkeiten begreift. Diesem Zweck der »Verflüssigung« des Bildes von Wirklichkeit und dem Wissen um die Vielfalt menschlicher Existenzformen dient auch die Vermittlung der (sekundären) Erfahrung des frappierend Anderen: Dem eigenen primären Erfahrungsbereich verschlossene Weisen des menschlichen Lebens aus historisch weit zurückliegenden Zeiten und stark abweichenden sozio-kulturellen Umwelten wirken im Sinne eines Verfremdungseffektes. In diesem Zusammenhang gewinnt die historische Neugier, der im übrigen ihr immanenter Sinn keineswegs bestritten werden soll, einen zusätzlichen emanzipatorischen Stellenwert. Im Lichte historischer Alternativen gerät die gegenwärtige Wirklichkeit unter Legitimationszwang und gegebenenfalls in die Auseinandersetzung mit auf Veränderung drängender Kritik. Gerade jene historischen Disziplinen, die ihre Fragestellungen nicht unmittelbar aus Gegenwartsproblemen beziehen und die zeitlich und thematisch weit von der Gegenwart entfernte Phänomene behandeln (die Mediävistik, die Alte Geschichte, die Geschichte fremder Kulturen z.B.) haben hier eine wichtige und schwer ersetzbare Funktion. Durch Einführung in weit zurückliegende und andersartige Daseinsformen, Strukturen und Prozesse vermitteln sie überdies Einsicht in langfristig wirkende Veränderungen und tragen so zur Selbsterkenntnis der Gegenwart in einer Weise bei, die anderen Sozialwissenschaften weitgehend verschlossen ist.

5. Durch Konfrontation mit dem frappierend Anderen und durch Kausalerklärung gegenwärtiger Phänomene aus ihren historischen Ursachen – wie vielleicht auch durch weit zurückgreifende Einsicht in relativ dauerhafte soziale Strukturen als fortdauernde Bedingungen menschlichen Handelns – kann die Historie überdies in sehr indirekter Weise zur Orientierung von Individuen und Gruppen in ihrer Gegenwart beitragen. Dabei speist historische Bildung ein Reservoir von Wissen, Vorstellungen, Erfahrungen, Motivationen und Normen, ein nicht ausformuliertes, aber wichtiges individuelles und kollektives Vor- und Selbstverständnis, das Einstellungen und Handlungen zwar indirekt orientiert, aber nicht im Hinblick auf spezifische Orientierungs- und Handlungsziele geplant und produziert sein kann. Hier zeigt es sich am deutlichsten, daß, von ihren praktischen Funktionen her, Geschichte nicht nur auf aktuelle Bedürfnisse hin instrumentalisiert und eingeengt werden darf. Selbstverständlich wäre die Forderung, den Verlauf der »ganzen Geschichte« zu lehren, illusionär. Auswahl ist nötig, und gerade im Schulunterricht ist Zeit knapp. Selbstverständlich gilt es, die praktischen Ziele der Gegenwart bei der notwendigen Auswahl historischer Inhalte gebührend zu berücksichtigen und deshalb auch – den unter 1., 2. und 3. aufgeführten Funktionsbestimmungen entsprechend – der neuen und neuesten Geschichte ein klares Übergewicht in den Lehr- und Unterrichtsplänen einzuräumen.

Dennoch bleibt zugleich an dem Ziel festzuhalten, eher das Verschüttete wiederzuentdecken als das Bekannte zu verschütten und damit an der möglichst breiten Offenhaltung des historischen Bewußtseins zu arbeiten. Denn dieses sollte sich gerade durch einen Überschuß über das unmittelbar Brauchbare, über die aktuellen Bedürfnisse auszeichnen, eben damit es seine sehr vermittelte Rolle als Kritik- und Revisionsinstanz gegenüber vorherrschenden Paradigmata des politischen und sozialen Handelns, aber auch des wissenschaftlichen Denkens spielen kann. In diesem Sinne gründet die vernünftige Brauchbarkeit historischer Bildung auch zu einem Teil in ihrer unmittelbaren Unbrauchbarkeit. Gerade darin liegt insofern ihre Relevanz.

6. Die methodische Erforschung und die gründliche Lehre der Geschichte müssen trotz der Tatsache, daß sie immer nur selektive Erkenntnis anstreben können, die Vielfalt der Bedingungszusammenhänge innerhalb der historischen Situation ernst nehmen und trotz notwendiger Anwendung typisierender

und begrenzt generalisierender Methoden stärker als die systematischen Nachbarwissenschaften individuelle Konstellationen und Phänomene untersuchen. Deshalb, und darin liegt eine weitere mögliche Leistung der Geschichte, kann sie besser als die systematischen Sozialwissenschaften zu *konkretem* Denken erziehen.

Zweifellos liegen hier auch starke Gefahren, denn viel zu oft ist bei den Historikern das behutsame Verstehenwollen der bunten Vielfalt zur konservativen Bewegungslosigkeit, zum affirmativen Kritikverzicht erstarrt. Unhistorisches Denken folgt demgegenüber leicht der Versuchung »zur vorschnellen Formel, zur flinken Welterklärungstheorie, zur allzu schnellen Reduktion komplexer Realität«[1]. Dagegen kann lange Beschäftigung mit Geschichte der quasipubertären Neigung entgegenwirken, die Wirklichkeit lediglich unter Prinzipien und Totalentwürfen zu begreifen. Sie kann dazu verhelfen, generelle Einsichten mit dem konkreten Einzelnen und mit den konkreten Entscheidungssituationen zu vermitteln und einzusehen, daß diese sich oft durch schwer reduzierbare Ambivalenzen auszeichnen und konsequenter Differenzierung bedürfen, will man sie nicht als bloße Fälle mißverstehen.

Die historisch vermittelte Einsicht in die Mehrdeutigkeit der meisten Situationen (die oft erst in der Rückschau wirklich erkannt werden kann), in ihre Multikausalität und Interdependenz, in die Relativität von Perspektiven, in das Eigengewicht des Details und in die Widerstände komplexer Wirklichkeit kann vielleicht, ohne in eine zu Recht kritisierte ideologische Überspitzung des Individuellen zurückzufallen, technokratische Entwürfe wie auch radikalen Protest vor Wirkungslosigkeit oder verletzender Rücksichtslosigkeit schützen. Daß jede auf Veränderung zielende Politik »ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich« ist (Max Weber), kann neben der eigenen praktischen Erfahrung wohl am besten die Historie einsichtig machen und damit die Gefahren utopisch-proportionenloser Totalkritik einerseits und der leicht daraus folgenden Resignation andererseits verringern.

7. Schließlich bleibt auf eine weitere Leistung der Historie zu verweisen, die allerdings allein nicht genügen würde, sie als umfangreiches Pflicht- und Massenfach zu rechtfertigen. Ge-

[1] Hans-Ulrich Wehler, Geschichte als Historische Sozialwissenschaft. Frankfurt a.M. 1973, S. 22.

meint ist die Geschichte als »zwecklose« Freizeitbeschäftigung, als Gegenstand der Unterhaltung und des Vergnügens. In Gesellschaften, in denen es zunehmend und für viele zum Problem wird, wie Freizeit zivilisiert zu verbringen sei, sollte man diesen Aspekt der Beschäftigung mit Geschichte nicht gerade ins Zentrum stellen, aber auch nicht zu gering achten. Es gibt dümmere, schädlichere und unangenehmere Weisen, seine freie Zeit zu verbringen, als mit der Lektüre eines historischen Buches, selbst wenn man sonst nichts im Sinne der soeben genannten sechs Thesen daraus mitnähme.

Wie andere differenziertere Freuden, Genüsse und Unterhaltungen wird in der Regel auch das Vergnügen an der Historie erst gelernt werden müssen, bevor es als solches erfahren werden kann. Allerdings wäre zu fragen, was Historiker anders machen müßten, um Vergnüglicheres zu bieten, als es angesichts der (unaufgebbaren) Prinzipien von Wissenschaftlichkeit und Spezialisierung und angesichts der (begrüßenswerten) Tendenzen zur theoretisch informierten, begrifflich strengeren und methodisch diffizileren Darstellung in unserer Wissenschaft heute üblich ist.

III.

Es wurde darauf verzichtet, die Herstellung von Identität (eines Individuums, einer Gruppe oder einer Gesellschaft mit sich selbst) als eine weitere Funktion oder gar die Funktion der Geschichte zu bezeichnen. Eine solche Funktionsbestimmung mag unproblematisch sein, wenn Identitätsfindung nicht als Gegensatz zu Kritik begriffen wird, wenn die identitätsstiftende Funktion von Geschichte nicht ihren kritischen Funktionen (die hier betont wurden) entgegengestellt wird, wenn vielmehr Selbst-Distanz wie auch Spannungen und Konflikte mit sich selbst und innerhalb seiner selbst als konstitutive Momente von Identität verstanden werden und diese prozessual, als ständig über jedes erreichte Stadium hinausdrängender Prozeß der Identifikation gedeutet wird, wie das sowohl in Hegels Philosophie wie in manchem psychoanalytischen Ansatz der Fall ist[1].

[1] Vgl. Jürgen Habermas, Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: Ders., Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt a. M. 1976, S. 92–126. Weiterhin: Jürgen Kocka, Geschichte und Aufklärung. Aufsätze. Göttingen 1989, S. 140–159.

Wenn Identitätsstiftung so etwas heißt wie: reflektiertes Abwägen, Wahl und Distanz implizierendes, ständig Veränderungen sich anverwandelndes, dadurch sich wandelndes und dennoch konsistentes Eins-sein-mit-sich-selbst, gleich weit entfernt von der Unfähigkeit zur Kritik wie von der Unfähigkeit zur Solidarität, deutlich unterschieden von eindimensionaler Anpassung an jeden Wandel wie von starren Verdrängungen nicht verarbeitbarer Veränderungen, deutlich abgegrenzt von der Umwelt und zugleich vielfach auf sie bezogen – dann könnten wohl sämtliche eben aufgeführte Funktionen von Geschichtswissenschaft als Beiträge zur Identitätsfindung von Individuen, Gruppen und Gesellschaften im Medium der Wissenschaft gedeutet werden; doch gewinnt man dadurch etwas an Aussagekraft?

Umgekehrt führt der Gebrauch des Wortes, wenn nicht definiert, sehr leicht zu Mißverständnissen oder affirmativen Konsequenzen. Gibt es doch – etwa beim Kleinkind – Arten von Identitätsbildung, die nichts oder wenig mit Reflexion und selbstkritischer Kontrolle, dafür aber viel mit Gewöhnung und Manipulation zu tun haben; dies ist notwendig und soll hier keineswegs kritisiert werden, nur den Grundprinzipien von Wissenschaft, also auch von Geschichtswissenschaft, widerspricht es zutiefst. Auch gibt es einen Wortsinn von »Identifikation«, der Integration in das Vorgegebene (im Unterschied zu Kritik und Konflikt), der die Herstellung oder Annahme von Selbstverständlichkeiten etwa durch Einübung oder Nachahmung, nicht aber die möglichst kontrollierte, auf Gründen fußende Annahme von dann nicht mehr Selbstverständlichem meint[1]. Geschichte im Sinne von vor-wissenschaftlicher Tradition kann in der Tat ein Vehikel *solcher* Identitätsherstellung sein – wie sich an der Funktion von Legenden und Mythen oder auch am Gebrauch von Denkmälern zeigen ließe. Doch den Prinzipien von wissenschaftlicher Geschichte, von Geschichtswissenschaft, widerspricht dieser Begriff von Identität diametral und man sollte auch nicht einmal mit spitzen Fingern sich darauf einlassen, Geschichtswissenschaft dafür in Anspruch zu nehmen. Man kann sich in der Tat oft des Eindrucks nicht erwehren, als ob das nunmehr wieder häufiger werdende Reden von der Identität stiftenden Funktion von Geschichte mit solchen anti-kritischen Tendenzen zusammenhinge.

[1] Dieser Wortsinn fehlt nicht ganz bei Thomas Nipperdey, Wozu noch Geschichte? In diesem Bande, S. 389ff.

Der hier geforderte emanzipatorische Praxisbezug der Geschichtswissenschaft kann selbstverständlich nur ein vermittelter sein. Unmittelbarer Praxisbezug würde seine Erfüllung in der Regel erschweren bzw. verhindern. Die direkte Umsetzung von historischer Erfahrung in Handlungsanweisungen unterschlüge die Ergebnisse des Historismus. Die Indienstnahme historisch-wissenschaftlicher Arbeit zur Vorbereitung direkter Aktionen wäre zudem Zeichen eines kurzgeschlossenen Theorie-Praxis-Verhältnisses, in dem die Wissenschaft sowohl inhaltlich wie institutionell schnell ihre – Kritik und Aufklärung im hier geforderten Sinne überhaupt erst ermöglichende – relative Selbständigkeit und Distanz zur sozialen und politischen Auseinandersetzung verlöre und zudem ihr Mandat überzöge. Den Praxisbezug der Geschichtswissenschaft im hier gemeinten Sinne fordern, heißt zugleich ihre Instrumentalisierung und politische Indienstnahme zurückweisen.

Zugleich grenzt sich der hier entwickelte Begriff einer praktisch engagierten Geschichtswissenschaft deutlich von Auffassungen ab, die Geschichte – im Sinne eines nicht hinreichenden l'art-pour-l'art-Standpunktes – nicht als das anzuerkennen bereit sind, was sie als etabliertes akademisches und Schulfach ja immer war und ist: eine gesellschaftliche Veranstaltung mit identifizierbaren gesellschaftlichen und politischen Funktionen. Vor diesem Zusammenhang die Augen zu schließen, heißt nicht: ihm entkommen. Diesen Praxisbezug von Geschichtswissenschaft als unwissenschaftliche »Politisierung« abzulehnen, wäre nicht nur falsch, sondern auch gefährlich: leicht ließe sich nämlich zeigen, wie gerade in eine sich unpolitisch verstehende, ihren Praxisbezug leugnende und ignorierende Wissenschaft die »Politisierung« durch die Hintertür eintritt. Vielmehr ist es dringend erforderlich, das eigene Tun in Forschung und Lehre im Hinblick auf solche Funktionen zu reflektieren, zu gestalten und zu begründen, wenn von solch allgemeinen Funktionsbestimmungen aus auch keine spezifischen Forschungsprioritäten eindeutig und scharf abgeleitet werden können und sollen. Solch ein reflexiver und diskursiver Bezug der wissenschaftlichen Tätigkeit auf gesellschaftliche Funktionen widerspricht – solange er eine Sache des einzelnen, allerdings diskutierenden Wissenschaftlers ist – keineswegs dem verbürgten Prinzip der Freiheit von Forschung und Lehre. Vielmehr gehört er zutiefst zum Begriff von Wissenschaft dazu.